

## München feiert Malkovich

**München** (dpa) Der US-Schauspieler John Malkovich ist auf dem Filmfest München mit dem Cine Merit Award für sein Lebenswerk ausgezeichnet worden. Es fühle sich seltsam an, dafür geehrt zu werden, dass man einfach nur viel Glück hatte, sagte Malkovich in seiner Dankesrede am Montagabend. „So viele fantastische Leute haben mir so viele Gelegenheiten geboten.“

Zuvor hatte die Schauspielerin Veronica Ferres den 57-Jährigen in ihrer Laudatio als empfindsamen, aber auch entspannten Darsteller beschrieben, der ihr bei den ersten gemeinsamen Dreharbeiten zum Film „Ladies Room“ die Angst genommen habe. „Der Himmel kann warten, John, aber nicht auf das nächste Malkovich-Projekt“, lobte Ferres ihren guten Freund gerührt.

Auch Malkovichs Freunde, die deutschen Regisseure Werner Herzog und Volker Schlöndorff, waren zur Preisverleihung gekommen. Der Film- und Theaterdarsteller war schon den ganzen Tag von Fans belagert worden. Dabei legt der in einem Kohlenstädtchen im US-Staat Illinois geborene Schauspieler nicht viel Wert auf seinen Ruhm und gilt in der Öffentlichkeit eher als zurückhaltend. „Die Leute gehen oft davon aus und das ist wirklich ein großer Irrtum, dass man Schauspieler wird, um bekannt zu werden“, erklärte er. Die meisten Schauspieler wollten sich lieber verstecken. „Ich lebe nur für die Zeit, in der ich auf der Bühne stehe oder wenn die Kamera läuft. Das ist mir wichtig, der Rest ist mir völlig egal.“

Auch die Schauspielerei sei wirklich einfach. „Egal, ob das Budget 400 Millionen Dollar oder 40 Dollar beträgt – Du erscheinst am Set, Du gibst vor, jemand anders zu sein, an einem anderen Ort zu sein und etwas zu tun, was Du nicht wirklich tust. So einfach ist es!“ Dass er für sein Lebenswerk geehrt wird, führt der gefragte Darsteller, Produzent, Regisseur und Modedesigner deshalb auch weniger auf seine eigenen Anstrengungen zurück.



**John Malkovich** wurde in München für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Foto: dpa

„Erfolg ist eine Sache, aber das wirkliche Glück besteht darin, dass man die Gelegenheit bekommt, Dinge zu machen.“ Viele Leute hätten bei denselben Möglichkeiten genauso erfolgreich werden können.

## Goldener Löwe für Eötvös

**Venedig** (dpa) Der ungarische Komponist und Dirigent Peter Eötvös (67) erhält für sein Lebenswerk den Goldenen Löwen der diesjährigen Biennale von Venedig. Eötvös sei einer der erfolgreichsten Komponisten der vergangenen Jahre und ein Orchesterleiter auf höchstem Niveau, so heißt es in einer Mitteilung der Biennale von gestern. Der Ungar arbeitete acht Jahre mit dem Ensemble von Karlheinz Stockhausen und war in den 1970er Jahren am Studio für elektronische Musik des WDR in Köln tätig. Eine Lehrtätigkeit an der Karlsruher Musikhochschule wurde (1998 bis 2001) von einer Professur in Köln unterbrochen.



**Wer im Traum fliegen kann, der muss sich nach dem Aufwachen hüten:** Graf Hohenzollern (Xenia Tiling) und Obrist Kottwitz (Max Wagner) machen sich einen Spaß mit dem traumwandelnden Prinzen (Robin Sondermann). Foto: Declair

# Farblose preußische Legende

Überflüssig: Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ im Volkstheater

Von Hannes S. Macher

**München** (DK) Wie wichtig oder gar notwendig ist es, heutzutage ein Stück – auch wenn es von Kleist ist – über urpreußisches Gedankengut und absolutistischen Untertanengeist aufzuführen? Noch dazu, wenn es wenig kritisch hinterfragt, stattdessen so bieder und ehrpüßelig präsentiert wird wie von der Regisseurin Mareike Mikat. Pfiffige Inszenierungen, Klassisches oder Modernes, das intelligent und meist auch noch witzig aufs heutige Lebensgefühl transponiert wird, das ist seit Jahren das Credo und das Markenzeichen des Münchner Volkstheaters unter Christian Stückls Intendanz. Kein Wunder also, dass ein zunehmend jugendliches Publikum in dieses Schauspielhaus an der Briener Straße strömt und für ausverkaufte Vorstellungen sorgt.

Doch was sollen junge Zu-

schauer mit einem Theaterstück wie „Prinz Friedrich von Homburg“ anfangen, in dem Heinrich von Kleist (1777–1811) einen preußischen Kriegshelden vorführt, der im Jahre 1675 die Schlacht von Fehrbellin gegen die Schweden gewonnen hat und trotzdem von seinem Kurfürsten zum Tode verurteilt wird? Denn Prinz Friedrich hat den Frevel begangen, nicht den Befehl seines obersten Kriegsherrn zum Angriff auf die Feinde abzuwarten, sondern eigenmächtig seine Soldaten auf den Gegner zu hetzen. Dies ist schließlich ein eklatanter Verstoß gegen die militärische Disziplin und den preußischen Untertanengeist. Und den gilt es zu sühnen.

Neben dem verletzten Befehlsgehorsam wollte Kleist freilich auch den Zweifel des kritischen Individuums an dem absolutistischen Staat erlassen. Gesetzen und das Handeln des Einzelnen aus

persönlicher Überzeugung in seinem 1809 bis 1811 entstandenen letzten Theaterstück zeigen (weshalb es von der Berliner Zensur auch lange verboten war und erst 1821 im Wiener Burgtheater uraufgeführt wurde). Doch nicht die Gewissensqualen zwischen der Einhaltung preußischer Zucht und Ordnung und dem Aufbegehren gegen fest verankerte Normen (samt Friedrichs heutzutage nicht mehr nachvollziehbarer Reue über den Verstoß gegen obrigkeitstaatliche Anordnungen) stellte die 1978 in Frankfurt/Oder geborene Regisseurin Mareike Mikat in den Mittelpunkt ihrer Inszenierung, sondern eine krude Mischung aus hehrem Staats- und bemüht engagiertem Schultheater. Mehr eine Beschreibung des preußischen Wesens und Denkens im 17. Jahrhundert als eine hinterfragende Reflexion darüber präsentiert die Regisseurin hier. Eine farblose preußische

Legende, die größtenteils auch noch als Rampentheater serviert wird.

Wenigstens ein paar Szenen hat Mareike Mikat in ihrer von vier auf zwei Stunden gekürzten Fassung mit Gags aufzupeppen versucht. Etwa wenn der schwedische Feldherr als Verlierer der Schlacht von Fehrbellin den Kurfürsten von Brandenburg mit Knäckebrot und einem Ikea-Regal milde zu stimmen versucht oder Moritz Krämer in dem einer Studentenbude ähnlichen Verschlager seitlich der Bühne eigene Anti-Kriegs-Songs à la Bob Dylan mehrmals ins Geschehen einblenden darf. Und dass einige der Obristen und Rittmeister zur originalen preußisch-blauen Uniform Stahlhelme verpasst bekommen haben und mit Kanonenkugeln aus Plastik spielen dürfen, mag durchaus neckisch sein. Doch dem Niveau der bisherigen Volkstheater-Aufführungen wird diese Neuinsze-

nierung leider nicht gerecht, wemgleich Robin Sondermann in der Titelrolle des zwischen dem anfänglichem Selbstbewusstsein und der letztendlich Verleugnung seiner Courage hin- und hergerissenen Friedrich durchaus überzeugt. Und auch Jean-Luc Bubert gibt als Kurfürst von Brandenburg (teilweise im lächerlichen Reifrock) einen aufbrausend-selbstgefälligen Absolutismus-Schnösel ab, während Mara Widmann als Prinzessin Natalie von Oranien allzu brav-bürgerlich für ihren Geliebten Friedrich sich aufopfert und die übrigen Darsteller artig und rechtschaffen ihre Rollen spielen. Mehr aber auch nicht. Schade.

Das Premierenpublikum spendete allen Beteiligten zwar langen, aber gedämpften Applaus.

Weitere Aufführungen am 2., 3., 11 und 12. Juli; Kartentelefon: (0 89) 5 23 46 55.

## Ewiger Lausbub

Intelligent gemachte Gaudi von Herbert & Die Pfscher beim Bluesfest

Von Karl Leitner

**Ingolstadt** (DK) Einen Abend wie diesen muss man erst einmal hinbekommen. Vermutlich geht das tatsächlich nur, wenn man in erster Linie Komödiant, Kabarettist und ewiger Lausbub ist. Einer wie Hanns Meilhamer eben, der sich jedoch auch als Bandchef „Herbert“ nennt, obwohl bei seiner Tätigkeit als Musiker seine bessere Hälfte „Schnipsi“ keine Rolle spielt. Dass seine drei Begleiter Hein Kraller, Markus Peitli und Karl Burgstaller zudem unter dem Namen „Die Pfscher“ auftreten, weist schon mal in die richtige Richtung und verrät dem Publikum, dass es an diesem Abend unter Umständen recht lustig werden könnte, sagt aber an sich noch nichts über die Qualität aus.

Die wird freilich sehr schnell deutlich, gleich mit der ersten Nummer nämlich, die in der Frage „Wo findst’n du wieder oan wioa mi?“ gipfelt und textlich so kunstvoll auf den Punkt hingedichtet ist, dass man nur staunen kann. Und genau so geht es weiter, den ganzen



**Absolut kein Pfsch:** Herbert & Die Pfscher beim Bluesfest. Foto: Löser

Abend über, zu den in Hinblick auf ihre Fallhöhe hin maßgeschneiderten lyrischen Ergüssen Meilhamers kommt im Laufe des Konzerts auch noch der musikkomödiantische Aspekt. „Der schnelle Fritz“ und „Saudumme Ideen“ etwa sind haargenau auf den jeweiligen akustischen und nicht selten auch optisch umgesetzten Knalleffekt hinarrangiert, so dass einem als Zeitzeuge im Saal oft gar nichts anderes übrig bleibt, als spontan loszulachen.

Die nicht selten obendrein auch noch für Parodien zweckentfremdeten Lieder zwischen swingendem Jazz und schnulzigem Schlager, zwischen schnellem Rock 'n' Roll und alpenländischem Walzer ergeben in ihrer Summe eine Art bayrischer Ausgabe von Max Raabe oder Götz Alsmann. Allerdings mit dem Unterschied, dass Meilhamer mit kleiner Combo auskommt und als Komiker viel witziger ist als die Genannten. Und zwar deswe-

gen, weil er mit scheinbarer Naivität und Unbeholfenheit an die Sache herangeht, modoriert, als könne er kein Wässerchen trüben und wirkt, als nähme er sich selber und sein Gewerke auf der Bühne überhaupt nicht ernst. Was natürlich ein großer Trugschluss ist, denn in diesen knappen zwei Stunden in der Neuen Welt sind alle Details haarklein aufeinander abgestimmt. Woraus ja gerade die Rasanz und der Witz erwachsen, die unbedingt nötig sind, damit der Abend funktioniert.

Was das Ganze mit dem Bluesfest zu tun hat, zu dem das Konzert thematisch gehört? – „Die Pfscher“ haben den Blues tatsächlich erstaunlich oft im Programm, aber eben gut verpackt. Viel lustiger und erinnerungswürdiger sind an diesem Abend freilich ein rückwärts gesungener Freddy Quinn-Refrain, eine wahnwitzige Version von „La Paloma“ oder „Die Zenzi aus Fruchtlaching“. – Jawohl, so geht intelligent gemachte und nie platt wirkende Comedy. Absolut kein Pfsch! Im Gegenteil!

## Wagner-Mäzene protestieren

**Bayreuth** (dpa) Die Mäzene der Richard-Wagner-Festspiele sind verunsichert: Viele Mitglieder fürchten nach der Kritik des Bundesrechnungshofes an der Kartenvergabe, dass die Gesellschaft der Freunde von Bayreuth künftig weniger Tickets für den „Grünen Hügel“ bekommt. Ihr Vorsitzender Georg von Waldenfels will das verhindern. „Es gibt keinen Grund für eine Kürzung“, sagte von Waldenfels.

Der Bundesrechnungshof hatte bemängelt, dass nur 40 Prozent der knapp 58 000 Festspielkarten in den freien Verkauf gingen und darüber hinaus zu viele Freikarten an Prominente vergeben würden. Waldenfels bestätigte, dass die Gesellschaft der Freunde knapp 14 000 Karten pro Spielzeit erhält. „Das sind aber keine Freikarten, unsere Mitglieder zahlen dafür den vollen Preis“, sagte Waldenfels. Der frühere bayerische Finanzminister verwies darauf, dass die Mäzene seit 1951 für die Festspiele mehr als 60 Millionen Euro gespendet hätten. „Die Spender gehen davon aus, dass sie im Gegenzug auch Festspielkarten bekommen.“ **Kommentar Seite 2**